Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 2

Artikel: Und dann kam das Jahr 1914 [Fortsetzung]

Autor: Bührer, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633229

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 9. Januar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Das große Leid.

Volk gegen Volk: das Schwert ist hart,
Die Wunden klaffen weit.
Nun erst die Welt in Waffen starrt,
Sag, wer ermißt das Leid?

Es überbrüllt den Schrei der Qual
Kein Meer, der nun ergellt.
Kein Bergwall ragt im Erdental,
An dem der Schrei zerschellt.

Er schrillt zum Himmel hehr und hoch —
Die Götter bleiben taub
Und eine Faust drückt tiefer noch
Die Menschheit in den Staub.

Der Menschheit Tränenstrom, er rinnt —
Und siehe: sie vergißt
Die kleinen Leiden, die da sind,
Weil nur ein Leid noch ist.

Nun scheint so vieles hohl und schal,
Was uns bis jetzt erfüllt —
Nun uns die eine große Qual
Des Lebens Sinn enthüllt.

Walter Dietiker.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bührer, Bern. 2

„Worin mag das seinen Grund haben, doch kaum in der besonders guten Veranlagung dieser Menschen?"

„Gewiß nicht, sie waren im Anfang wohl um kein Haar besser als alle andern. Aber, — wenn es nicht ein zu großes Wort wäre, — würde ich sagen, das Schicksal hat sie zusammen gedrängt und so gemacht. Als vor ungefähr fünfzehn Jahren die Freiluftmalerei aufkam und auf unsere jüngsten Künstler wie ein neu verkündetes Evangelium wirkte, da hatte die Kunst vielleicht nirgends einen schwierigeren Stand als in unserer im Grunde so stockkonservativen Schweiz. Ganz von selber wurden in dieser schreienden Verneinung und Ablehnung die jungen Künstler zusammen gedrängt. Sie hatten nur noch ein gemeinsames Ziel: So malen, modellieren und bauen zu dürfen, wie sie es als richtig und ehrlich erkannten. Der Erfolg des Einzelnen war immer ein Erfolg für die ganze Sache, für die man lebte und hungerte. Und da mit einer schlechten nachlässigen Arbeit das Streben aller kompromittiert werden konnte, war das Verantwortungsgefühl um so größer, der Fleiß um so strenger. Durch diese Kampfstellung lebte in ihnen ein ziemlich engumschriebenes, jeden Tag von allen Seiten aufs heftigste angegriffenes Ideal. Und ohne daß man sich darüber klar wurde, bildete dieses gemeinsame Ziel den tiefen Untergrund ihrer Freundschaft."

„Wie ich vorhin so am Kaffeetisch saß," fügte Christian nach einer nachdenklichen Pause hinzu, „und mir die Leute einen um den andern ansah, ist mir eingefallen, daß vielleicht von diesen Leuten der stärkste Einfluß auf unsere Generationen ausgegangen ist und noch ausgeht. Wenn man bedenkt, wie sich die Augen der Mehrzahl geändert haben, wie ganz anders heller, ich möchte sagen, sonnenhafter sie zu sehen gelernt haben, daß heute ein Bild, das vor zehn Jahren nicht der Tausendste verstanden hätte, als selbstverständlich hingenommen und von vielen in seinen harmonischen Zielen begriffen wird, so muß man gestehen, daß ein bedeutender Stimmungsreichtum für die menschliche Seele erobert worden ist. Und diese kleine festgeschlossene Gruppe bernischer Künstler war und blieb die Kerntruppe in diesem Kampf. Freilich hatte sie ja einen genialen Führer in Ferdinand Hodler. Er wird wahrscheinlich der einzige bleiben, der dauernd in die Kunstgeschichte eingeht, wie ja auch die Kriegsgeschichte nur die Namen der großen Feldherren, und nicht auch die der untergeordneten Führer und Soldaten verzeichnet. Und doch wird letzten Endes

die Schlacht nicht vom Feldherrn, sondern vom Heer geschlagen. Das gilt auch in der Kunst. Der wirklich nachhaltige und kulturell bedeutsamste Einfluß der Kunst auf eine Generation geht nicht so sehr von einzelnen ganz hervorragenden Künstlern aus, als vielmehr von der großen Masse der Kunstschaffenden; nicht die wenigen Werke der einzelnen Großen, sondern die vielen tagtäglich geschauten Arbeiten der Könner beeinflussen die Menge, und die Kultur einer Zeit. Darum hängt für die Kultur alles davon ab, daß in diesen Könnern ein ausgezeichnetes Maß von Tüchtigkeit steckt. Der Grad dieser Tüchtigkeit ist freilich wieder abhängig von der Genialität der Führer. Darum soll man aber nicht klagen oder gar schmähen, wenn eine Zeitlang alle auf diesen Führer sehen und ihm nachzustreben suchen, denn während der Schlacht ist der Führer nur für das Heer da. Eine spätere Generation erst wird ihn ganz verstehen."

„Da wären wir ja in der schönsten Kunstdebatte drin," lächelte Inäbnit, „aber sieh, da sind wir vor der Ausstellung."

Sie schritten durch die straffe, massige Säulenhalle beim Länggaßeingang, und über einen weiten langsam aufsteigenden, von ruhigen, in edlen Verhältnissen aufgelösten Ausstellungsbauten flankierten Platz empor. Als sie eine von einem einfachen Brunnen gekrönte Granittreppe emporgestiegen und auf der Anhöhe angelangt waren, blieb Christian stehen: „Du, das ist mehr als ich erwartet habe, weit mehr."

„Nicht wahr?" machte Inäbnit vergnügt.

„Ich war gefaßt auf allen möglichen Pomp, auf Schützenfestkunst und die weitgehendsten Zugeständnisse an den sogenannten Volksgeschmack. Aber das da, Freund, das hat ja Stil, das hat ja Rasse! Unglaublich!" Und eine helle Freude jubelte aus Christians Augen.

Sie bummelten langsam weiter, vorbei an großen wohlgeformten Rasenflächen, vorüber an den vornehmen stillen Bauten, die keinen andern Schmuck trugen, als ihre klaren Flächen und selbstverständlichen Formen. Hier und dort eine Statue in einer unabsichtlichen, aus den Gesetzen des Baues selber entsprungenen Nische; mit einer stillen Natürlichkeit trug die Mauerfarbe das Bildwerk einem entgegen. Hunderte von kleinen starkfarbigen Blumen schlossen sich zusammen zu einem weiten Kreis voll Lebensreichtum und Lebenszucht. Im Schutze zweier luftiger Wandelhallen, und umsäumt von ruhigen Mauerflächen, standen zwei Brunnen im grünen Rasen, die zwei mit merkwürdig zartem, temperamentvollem Finger modellierte Frauengestalten trugen, oben auf ebenso reich und gefühlvoll durchgebildeten Brunnenstöcken und -Becken. Im Giebel über den Säulen der Eingangshalle war ein großes Bild auf die Mauer gemalt, ganz einfach in den Formen, und in ruhigen, stillen Farben.

„Welch ein Reichtum in der Einfachheit!" Christian fiel von einem Entzücken ins andere. „Das ist etwas, weiß Gott, Du, das ist etwas!" wiederholte er immer wieder.

„Damit Du die Fassung nicht verlierst . . , machen wir eine Rundfahrt," unterbrach ihn schließlich Inäbnit, und sie bestiegen das Ausstellungstram. Das trug sie in einigen Minuten in einer weiten Schleife über das mehr als ein Kilometer lange Ausstellungsfeld. Als sie wieder an ihrem Ausgangsplatz angekommen waren, war das Entzücken Christians merklich tiefer gestimmt.

„Freilich, freilich, es fehlt ja nicht an Zugeständnissen mancher Art, aber im großen und ganzen, Du . . . nein, nein, ich bin sehr glücklich."

„Und jetzt gehen wir rasch durch zwei Hallen, damit Du auch einen Eindruck über das Ausgestellte von diesem ersten Besuch erhälst."

Sie betraten die Textilausstellung. Eine unendlich scheinende Flucht von fast alles sehr wohl proportionierten Räumen hatten sie zu durchgehen, in denen die Erzeugnisse des Webstuhls in überstürzender Mannigfaltigkeit, in geschmackvollen Anordnungen ausgelegt waren. Von dem bunten Baumwolltuch, das man im Glarnerland für die Negerin in Afrika wob, fehlte nichts, bis hinauf zu raffiniert feingefärbten Seidenstoffen, die man in Zürich für die eleganteste Pariser Theaterdame herstellte.

Von der Textilabteilung führte Inäbnit seinen Freund schnurstracks in die Maschinenhalle, wo sie sofort in einem Lift auf einen Steg hinaufglitten, der die Halle übersprang und von dem aus man den ganzen mächtigen Raum mit einem Blick übersehen konnte. Christian war verblüfft. Eine Unmenge von Maschinen und Eisengegenständen lagerten da unten. Inäbnit begann mit ausgestreckter Hand zu erklären. „Dort riesige Motoren für die großen Ozeandampfer, hier diese gewaltigen Dinger: Turbinen für Elektrizitätswerke, dort hinten die raffiniertesten Stickereimaschinen, hier . . ." und so ging es fort eine lange Weile.

Nachdem sie wieder ins Freie gelangt waren, meinte Christian: „Du, mir ist', als ob ich einen Rausch hätte."

„Da hast Du das einzig richtige Gefühl, das man in dieser Ausstellung haben kann, einen Freudenrausch, mehr, einen Siegesrausch."

„Das ist ganz richtig, etwas wie: „Sieg! Sieg!" schallt mir in die Ohren, jauchzte mir aus den bunten Farben in der Textilhalle, aus dem Stampfen und Rollen dieser Maschinen und gewaltigen Krahnen. Aber worüber denn Sieg?"

„Komm, auf jener Terrasse nehmen wir eine Flasche, beim Wein kommen wir vielleicht drauf."

An einem kleinen Tischchen saßen sie sich gegenüber, ganz vorn an der Balustrade des großen Ausstellungsrestaurantes. Unter ihnen, an einem kleinen Wasserspiel vorbei, strömten auf breitem Wege die Ausstellungsbesucher in ihren hellfarbigen Sommerkleidern hin und her. Weiter unten dehnte sich ein Rasen, den prunkhafte Ausstellungsbauten umsäumten und darüber hinein blickte aus dem dünnen Schleier der Ferne und des warmen Sommertages das Hochgebirge des Oberlandes mit seiner feinen charaktervollen Silhouette.

Die beiden genossen das bunte Bild und klingelten wiederholt die Gläser zusammen, ehe sie das abgebrochene Gespräch wieder aufnahmen.

„Auf den Sieg des Lebens!" trank schließlich Inäbnit.

„Auf den Sieg der Nation!" antwortete Christian.

„Ich glaube, mein Trinkspruch war richtiger als deiner," wandte sich Inäbenit nach einer Pause an den Freund.

„Diese Ausstellung ist weniger als ein Triumph der Nation, vielleicht auch mehr. Aber wir wollten uns ja Aufschluß geben, warum sie überhaupt ein Sieg sei. Sieh, ich habe mir das in den letzten Tagen so zurecht gelegt: Denk Dich mal zurück um hundert oder hundertfünfzig Jahre. Wie arm und elend sieht es in unserm Ländchen aus. Auf dem Land ist noch kaum recht die Leibeigenschaft verschwunden; das Volk, durch Vögte kommandiert, bringt kaum recht die Zinsen und Abgaben aus dem Boden. Nirgends eine Möglichkeit, für den Besitzlosen aus der Abhängigkeit heraus zu kommen, es sei denn, daß man als Söldner Glück hat. In den Städten ist's nicht viel besser. Wer aus gutem Hause ist, sucht sich von einem ausländischen Hof eine Pension zu ergattern. Jeder weiß es, das Land ist bettelarm, alles muß von außen kommen. Im Grunde eine verzweifelte Lage. Und heute das da: diese Landesausstellung! Mit dem berauschenden Jubel: das Land ist reich, unendlich reich, tausende und abertausende Erwerbsmöglichkeiten sprudeln! Wer immer mit willigem Herzen und klarem Kopf zur Hand ist, dem wartet ein menschenwürdiges Dasein in einem Land, dessen Geschicke er selber bestimmt. Ich meine, das ist der Triumph: das weitaus ärmste und verkehrsungünstigste Land Europas hat es dahin gebracht, daß man auf dieser Welt in keinem günstigerem Fleck Erde zu Welt kommen kann, als in der Schweiz. Die Ungunst der Natur überwunden durch menschliche Tätigkeit, das ist der stolze Sieg dieser Ausstellung, und sie bedeutet für mich einen bisher unerreichten Höhepunkt in der Kulturentwicklung der gesamten Menschheit!"

„Mag sein, daß Du recht hast, mag sein, daß das der Sinn seiner jubelnden Freude von vornhin ist. Aber hast Du nicht das Gefühl, daß hinter Deinem „Höhepunkt" ein zweiter, noch höherer liegt und daß wir erst wieder ins Tal hinunter müssen, tief, tief hinunter, ehe wir zu jener zweiten lockenden Höhe aufsteigen können?"

„Davon wollen wir heute nicht reden, vielleicht morgen oder übermorgen. Heute bin ich zu müde dazu!"

„Das ist es, wir sind alle ein bißchen müde. Innerlich wenigstens. Aeußerlich arbeiten wir ja, wie kein Geschlecht je gearbeitet hat."

Ein Surren in den Lüften ließ die beiden emporschauen.

„Ah, da kommt er!"

„Wer?"

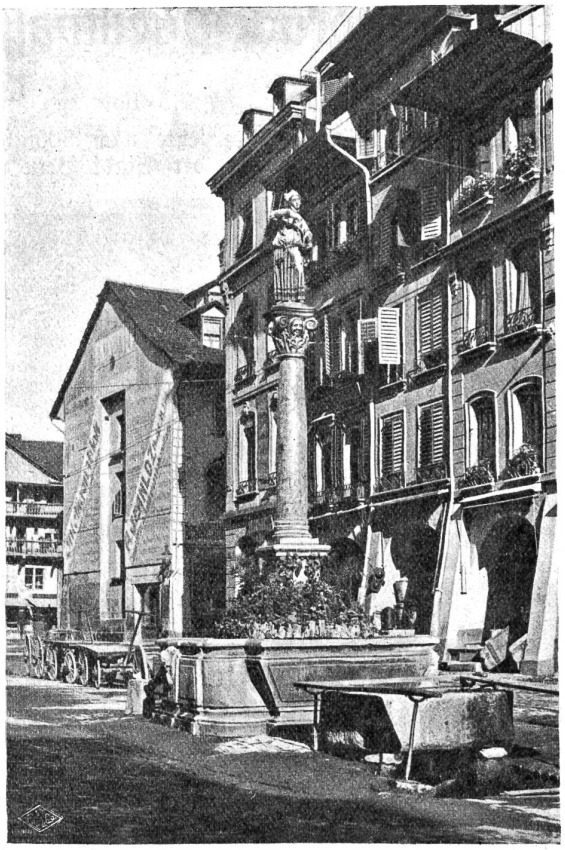
Inäbnit nannte den Namen des tüchtigsten Fliegers, den die Schweiz in jenen Tagen hatte. „Bemerktest Du ihn nicht? Er saß doch bei uns am Tische im Restaurant." Christian hatte den Namen überhört.

Das Geräusch des Motors wurde heftiger. In leicht geschwungener Linie zog ein Eindecker weiß leuchtend in der Abendsonne über den Ausstellungsplatz weg. Die beiden sahen ihm nach, bis er hinter den Bäumen verschwunden war.

„Möchtest Du nicht einmal mit ihm fliegen? Es ist vielleicht das Interessanteste, was man erleben kann?"

„Glaubst Du, daß das ginge?"

„Aber gewiß, er verdient gern etwas," und sie kamen überein, daß Christian morgen Abend seinen ersten Flug unternehmen wolle, wenn der Flieger einverstanden sei.



Der Seilerbrunnen.

Der Seilerbrunnen an der obern Marktgasse stellt die Gründerin des Inselspitals, Anna Seiler († 1360) dar, nach einer von Münzmeister Sueter 1822 verfertigten Münze. Die Säule ist aus Aventikum. 1889 versetzt. 1891 renoviert.

Das Gespräch wandte sich alltäglichen Dingen zu; Christian erzählte, wie er in Rheinhofen eingehaust sei und wie er die letzten Jahre verbracht habe. Inäbnit schilderte, wie er als Kunstschriftsteller und Feuilletonist sich durchschlage und schien mit rechtem Unbehagen von diesen Dingen zu reden. Frischer wurde er erst wieder, als das Gespräch auf Erinnerungen an zwei gemeinsam in einer welschschweizerischen Stadt verlebte Jahre kam, in der sie sich seinerzeit kennen gelernt und lieb gewonnen hatten. Aber mit einemmal war es mit Christians Aufmerksamkeit vorbei. Gespannt blickte er über die Terrasse hinunter, unter der sich allmälig das Publikum zu hunderten zusammen gefunden hatten. Eben begann eine Musikkapelle zu spielen. Christian stand auf: „He, Wirtschaft, zahlen!" rief er.

„Du, ich muß gehen. Da unten ist sie."

„So, ist sie dort?" lächelte Inäbnit.

„Weißt, das Keterli, dem ich damals die Liebesbriefe geschrieben habe!"

„Herrgott, hängst Du immer noch an der?"

„Zwischen hinein kam ich immer wieder auf sie zurück. Aber leb wohl, zahl für mich, he!"

„Womit?" machte Inäbnit und streckte ihm die leeren Hände hin.

Christian gab ihm lachend ein Goldstück: „Immer noch Pleite?"

„Immer am Monatsende!"

Rasch einigten sie sich, wo und wann sie sich treffen wollten. Das mit dem Flug blieb abgemacht.

(Fortsetzung folgt.)